

Julian Nida-Rümelin

Beitrag zum Sonderheft Hochschulpolitik „Aus Politik und Zeitgeschehen“, Beilage zu „Das Parlament“, Heft 48/2006

Die hochschulpolitische Lage und die Zukunft der Geisteswissenschaften in Deutschland

Die europäische Hochschulpolitik ist im Umbruch. Der so genannte Bolognaprozess schreitet voran, im Jahre 2010 werden fast alle Studiengänge modularisiert sein, es wird dann keine Magister- und Diplom-, sondern nur noch Bachelor- und Masterabschlüsse geben (bei den Staatsexamina scheint das letzte Wort noch nicht gesprochen zu sein). Das Gros der Studierenden wird dann nicht nur die Fachhochschulen, sondern auch die Universitäten schon nach drei Jahren verlassen. Die Vorgaben der Universitätsverwaltungen zur Standardisierung und mehrfachen Wiederholbarkeit der Modulprüfungen stellen sicher, dass kaum noch jemand, der willens ist, bis zum Bachelor-Abschluss auf der Strecke bleiben wird.

Professoren, die einen Großteil ihrer Studierenden für nicht wirklich studierfähig halten, werden diese Überzeugung im eigenen Interesse nicht mehr in die Prüfungspraxis einfließen lassen. Die hohen Abbrecherquoten und langen Studienzeiten besonders der geisteswissenschaftlichen Studiengänge werden der Vergangenheit angehören. Eines der Ziele des Bolognaprozesses, nämlich einen einheitlichen europäischen Hochschulraum zu schaffen, wird erreicht sein. Möglicherweise sogar ein unausgesprochenes Nebenziel, nämlich die Kosten pro Studierenden mit der durchschnittliche Verweildauer an den Hochschulen zu senken.

Wer die Wissenschaftspolitik der letzten Jahrzehnte verfolgt hat, dem fällt es schwer dabei nicht zynisch zu werden. 1977 hatte die Kultusministerkonferenz über alle Parteigrenzen hinweg beschlossen, den damals abzusehenden Studentenberg zu „untertunneln“ und eine „Überlast“ für einige Jahre hinzunehmen. Aus der vorübergehenden Überlast einzelner Fächer wurde ein Dauerphänomen fast aller Fächer. Der Studentenberg entpuppte sich als eine erste Anhöhe von der es weiter bergauf ging – von Untertunnelung keine Rede. Vor wenigen Monaten wurde die Prognose der Kultusministerkonferenz bekannt, dass in den kommenden Jahren mit einem weiteren, politisch gewollten Aufwuchs von jetzt rund 2 Millionen Studierenden auf dann 2,7 Millionen zu rechnen sei. Ein Stellenausbau ist nicht vorgesehen. Schon in den späten 70er Jahren gab es die Forderung, die Fachhochschulen massiv auszubauen, da die höheren Studierendenquoten auch den Bedarf nach einer stärkeren Vorstrukturierung, ja Verschulung der Studiengänge mit sich brachten. Dies ist nicht erfolgt. Auch heute noch studiert die große Mehrzahl nicht an Fachhochschulen, sondern an

Universitäten. Aber jetzt wird ein großer, wenn nicht der größte Teil ihrer Lehrkapazitäten zur Fachhochschule umgewidmet. Vielleicht ist das ja in der Tat, nach Jahrzehnten der Passivität, die einzige verbliebene Option, die beste ist es nicht.

Der Vergleich mit US-amerikanischen Spitzenuniversitäten ist beliebt. Die wichtigste Vergleichsgröße jedoch weniger: Es ist das Betreuungsverhältnis, also die Zahl der Studierenden pro Professor. An den Ivy league Universitäten bewegt sich das Betreuungsverhältnis um den Faktor 10, also 10 Studierende pro Professor. Je nach Fach schwankt diese Zahl in Deutschland, wenn man die ganz kleinen, gelegentlich als Orchideenfächer bezeichneten Studiengänge ausnimmt, zwischen 30 und 200¹. Hier ist der Ansatz zu internationaler Spitzenstellung zu suchen. Ohne eine Veränderung an diesem Punkt kann keine deutsche Universität in dieser Konkurrenz bestehen. Hinzu kommt, dass die führenden amerikanischen Forscher nur ein bis zwei Lehrveranstaltungen abhalten, was eine intensive Diskussion mit den Teilnehmern und eine forschungsnahe Gestaltung der Lehre erlaubt.² Hier ist die Humboldtsche Idee der Einheit von Forschung und Lehre, die deutsche Universitäten im Neunzehnten Jahrhundert zum international kopierten Modell gemacht hat, noch lebendig.

Dies sei an einem konkreten Beispiel illustriert. Greifen wir ein deutsche Universitätsinstitut mit sieben Professuren und 1400 BA Hauptfachstudenten, also einer Betreuungsrelation von 200 Studierenden pro Professor, heraus. Der Lehrbetrieb ist nur durch die Beteiligung einer Vielzahl von bezahlten und unbezahlten Lehrbeauftragten möglich, die aber in der Regel kein Prüfungsrecht haben, ausgenommen Privatdozenten und apl. Professoren. Bei der angestrebten niedrigen Abbrecherquote und Regelstudienzeiten von 3 Jahren (Bachelor) und 2 Jahren (Master) bedeutet dies, dass in jedem Jahr von sieben Professoren 400 BA-Abschlüsse zu betreuen sind und zusätzlich bei 600 MA-Studierenden 300 Masterarbeiten. Ein Professor, eine Professorin betreut also pro Jahr 100 Abschlussarbeiten - Promotionen und Habilitationen nicht eingerechnet. Die Anzahl abzufassender Gutachten für Stipendienanträge für deutsche Stiftungen und ausländische Universitäten ist in den vergangenen Jahren stark angestiegen. Die Erwartung der Studierenden jederzeit Auskunft und Rat einholen zu können

¹ seit dem Jahr 2000 stieg die Zahl der von einem/r Professor/in betreuten Studierenden in den Geisteswissenschaften von durchschnittlich 75 auf über 100 an. Die Zahl der Studierenden in den Geisteswissenschaften stieg in den letzten Jahren auch proportional weiter an (1990 studierten 19% ein geisteswissenschaftliches Fach, 2003 schon 26%), begleitet von einem Stellenabbau insbesondere im Bereich des wissenschaftlichen Mittelbaus. Zu weiteren Daten vgl. die Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland vom 27. Januar 2006.

² Die hohe und in den vergangenen Jahren weiter erhöhte Lehrbelastung deutscher Professoren ist unterdessen zum Haupthindernis bei der Gewinnung international renommierter Kollegen geworden.

ebenso. Die Praxis der Email-Kommunikation erspart einerseits Wartezeiten in den Sprechstunden und führt andererseits zu oft nicht mehr bewältigbarer Studenten-Korrespondenz. Wenn man amerikanischen Kollegen solche Zustände schildert, glauben sie sofort Bescheid zu wissen: das kennt man doch von miserablen City Colleges, an denen dann allerdings nur – mittelmäßige bis dürftige – Lehre und keine Forschung stattfindet. Wer unter solchen Bedingungen versucht neben Lehre und Administration auch Forschung ernst zu nehmen, gerät zwangsläufig in einen schwer auflösbaren Konflikt: Die Verantwortung gegenüber den eigenen Studenten, das Interesse an ihrer Entwicklung, ein hohes Engagement in der Lehre lassen die zeitlichen Spielräume für die eigene Forschung auch bei 60 bis 80 Stunden-Wochen schrumpfen, in Extremfällen auf wenige ruhige Wochen in der Sommerpause. Die Universität überführt in eine „Hohe Schule“ verlöre ihren besonderen Charakter als Ort der Integration unterschiedlicher disziplinärer Sichtweisen, der Verbindung von Forschung und Lehre und der Begegnung wissenschaftlich Interessierter verschiedenen Alters und Kenntnisstandes, der Bildung von Persönlichkeit, Urteilkraft und Entscheidungsstärke³.

Die amerikanischen Spitzenuniversitäten verfügen über hohe jährliche Etats, das gilt für private ebenso, wie für staatliche (etwa die führenden des staatlichen kalifornischen Universitätssystems) – bis zu 100.000 US Dollar pro Student und Jahr bzw. 2 Mrd US\$ bei 20000 Studierenden. Die deutschen Spitzenuniversitäten müssen sich mit einem kleinen Bruchteil dieser Summe (in der Größenordnung 10^{-1}) zufrieden geben. Dafür ist ihre Leistung durchaus beachtlich. Viele Absolventen deutscher, europäischer und japanischer Universitäten füllen in den USA die Lücken des wissenschaftlichen Nachwuchses, die die relativ schmale Spitze des amerikanischen Universitätssystems nicht bereitstellen kann. Insbesondere in den Natur- und Technikwissenschaften, auch in einigen Geisteswissenschaften. In der Tat ist das Leistungsgefälle erstaunlich gering. Amerikanische Kollegen, die an deutschen Universitäten lehren, stöhnen unter der ungewohnten *teaching load*, sind aber von den Sprachkenntnissen, dem Bildungshintergrund und der Selbständigkeit der deutschen Studierenden meist beeindruckt. Umgekehrt irritierte mich vor Jahren, dass selbst Studierende auf dem Wege zu einer Promotion in Philosophie in den USA in der Regel keinen direkten Zugang zu den klassischen Texten in Griechisch und Latein haben, geschweige denn Kant im Original lesen können, während italienische Philosophie-Studenten selbstverständlich deutsch lernen um Heidegger zu verstehen. Hier, in der Multilingualität, im

³ Detaillierter gehe ich darauf ein in: „Humanismus als Leitkultur“ München: C.H.Beck 2006, S. S. 67-81.

Respekt vor anderen Sprachen und Kulturen, in der Vielfalt kultureller und wissenschaftlicher Traditionen, in gelebter, nicht nur proklamierter *diversity* liegt eine besondere Stärke des europäischen Wissenschaftsraums, die ausgebaut und nicht in falscher Angleichung an US Standards nivelliert werden sollte.

Wenn man Effizienz mit dem Quotienten von Output zu Input definiert, dann ist das überkommene deutsche Hochschulsystem in hohem Maße effizient, bei niedrigen Kosten produziert es eine hohe Zahl Magistrierter, Diplomierter und Promovierter, deren Qualität international anerkannt ist. Es gab in der Vergangenheit in der Regel kein Problem der Anerkennung eines deutschen Diploms in Physik oder Magisters in Geschichte an amerikanischen Top-Universitäten. Man kann nur hoffen, dass das nach der Umstellung auf modularisierte Studiengänge so bleibt. Es gibt deutliche Indizien, etwa in Gestalt entsprechender öffentlicher Äußerungen von Uni-Präsidenten, dass zumindest der dreijährige deutsche Bachelor nach Umstellung der Schulzeit von insgesamt 13 auf 12 Jahre von US Universitäten nicht als gleichwertig anerkannt werden wird. Die Vorgaben des Bolognaprozesses erlauben auch einen vierjährigen Bachelor. Diese Option wird bisher merkwürdigerweise in Deutschland nicht genutzt. Für einzelne geisteswissenschaftliche Fächer, die ausreichende Sprachkenntnisse in Hebräisch (Theologie) oder Italienisch (Kunstgeschichte) voraussetzen, ist ein dreijähriges Studium zu kurz. Bis diese Sprachkenntnisse erworben sind, ist die Hälfte des Studiums schon vorbei. Andere, etwa technikkundliche Studiengänge mit dem international hoch anerkannten Abschluss des deutschen Diplomingenieurs, sehen sich außerstande ihre Absolventen schon nach sechs Semestern auf einen sensiblen Arbeitsmarkt mit hohen Qualitätsanforderungen und Sicherheitsstandards zu entlassen. In diesen und anderen Fällen, wäre ein vierjähriger BA die angemessene und Bologna-kompatible Antwort. Die ausdrücklich vorgesehene Differenzierung der BA-Studiengänge je nach dem Charakter der Einrichtung spräche ebenfalls für diese Option, abgesehen von der je nach Fach als unterschiedlich bedeutsam einzuschätzenden Frage der Anerkennung jenseits des Atlantiks.

Mir scheint, auch nach einer genaueren Betrachtung des Vorgehens in anderen EU-Staaten, dass in Deutschland der Bolognaprozess zu genormt und zu stark administriert umgesetzt wird, wenn nicht einmal diese Option der Differenzierung genutzt wird. Andere Normierungen gehen vor allem zu Lasten der Geisteswissenschaften, bislang eine international anerkannte Stärke des deutschen Universitätssystems. Die Geisteswissenschaften haben hierzulande eine eminente Erfolgsgeschichte in den vergangenen Dekaden aufzuweisen. Sie waren bis zu ihrer Expansion seit den 60er Jahren entgegen dem

Humboldtschen Universitätsideal zum großen Teil Ausbildungsfächer für Gymnasiallehrer. Es wurde daher folgerichtig ein akademisches Proletariat erwartet, weil es für all die Philologen, Historiker und Philosophen, Kultur- und Sozialwissenschaftler außerhalb der Schulen keine eigenen Stellen gab, weder in den öffentlichen Verwaltungen, noch in der Privatwirtschaft. Dann geschah das gänzlich Unerwartete. Die Forschungsleistung der Geisteswissenschaften differenzierte sich aus, bildete neue interdisziplinäre Verbände und neue Fächer aus und ihre Studierenden kamen in den Genuss einer anspruchsvollen, wenig verschulden, aber forschungsnahen Lehre, die zugegeben viele Studierende – ausweislich hoher Abbrecherquoten – überforderte. Hier setzt der Bolognaprozess zurecht an. Auch die für ein wissenschaftliches Studium im engeren Sinne nicht Geeigneten sollen die Universitäten in Zukunft mit einem berufsqualifizierenden Abschluss verlassen können und nicht als Studienabbrecher ihren Berufsweg beginnen müssen. Zugleich aber ist der besondere Charakter der Geisteswissenschaften durch eine zu weit gehende Verschulung und eine Orientierung an Praxisrelevanz bedroht. Es war in den vergangenen Dekaden selten das spezielle Fachwissen, das einem Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer den Weg in den Beruf geebnet hat. Es waren vielmehr Fähigkeiten, wie Urteilsfähigkeit, sprachliche Kompetenz, kulturelle Empathie, Geschick im schriftlichen Ausdruck, die im Verein mit einer Veränderung des Arbeitsmarktes besonders im Bereich Medien, Verlage, Werbung, Kommunikation, die Nachfrage nach Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer bestimmte. Zudem begann sich langsam auch in Teilen die anglo-amerikanische Praxis in Deutschland durchzusetzen, wonach die jeweiligen spezifischen Fähigkeiten erst im Beruf – *training on the job* – erworben werden, während die Bewerber nach allgemeinen Merkmalen der Persönlichkeit, der Bildung, des Sozialverhaltens ausgesucht werden. *Classics* zu studieren, um Banker zu werden, was in Großbritannien schon vor Jahrzehnten nichts Ungewöhnliches, soweit sind wir in Deutschland noch nicht, ja das Fortwirken zünftischer Traditionen macht sogar eine besondere Stärke der deutschen Wirtschaft aus.

Bisher studierte man in den Geisteswissenschaften drei Fächer, ein Hauptfach, zwei Nebenfächer. Das *studium generale* früherer Zeiten gab es bestenfalls noch in unbefriedigenden Schrumpfformen. Dennoch war eine gewisse Breite des geisteswissenschaftlichen Studiums garantiert, besonders wenn es mit Spracherwerb und Auslandsaufenthalten verbunden war. Während das US amerikanische BA-Studium jedoch in den ersten beiden Jahren breit, ja allgemeinbildenden, angelegt ist und viele Wahlmöglichkeiten einschließt (was mit seiner historischen Genese zusammenhängt, es sollte ja das Gefälle zwischen einem deutschen oder französischen Gymnasialabschluss und einem

amerikanischen Highschool-Abschluss des 19. Jahrhunderts ausgleichen und damit im engeren Sinne erst studierfähig machen), erfolgt die Umstellung auf modularisierte Studiengänge in Deutschland eher dem Muster, eines weitgehend verschulten Ausbildungsgangs in einer Disziplin mit wenig Wahlmöglichkeiten und engem thematischem Focus. Dies ist für viele Fächer sinnvoll, in den meisten Geisteswissenschaften bedroht es jedoch die spezifische Wissenschaftskultur und das Qualifikationsprofil ihrer Absolventen.

Als mich der deutsche Bundestag als Sachverständiger zu einer Anhörung zur Situation der Geisteswissenschaften in Deutschland einlud⁴, war ich noch optimistisch: Die deutsche Geisteswissenschaften haben international einen guten Ruf, in einzelnen Bereichen sind sie zweifellos führend, das gilt für einen Teil der historischen, wie der philologische Forschungen, ihre Absolventen haben zwar ein geringeres Lebensinkommen, als ihre Kollegen aus der Medizin, den Natur- und Technikwissenschaften, aber sie haben ein geringeres Risiko arbeitslos zu werden, als der Bevölkerungsdurchschnitt und die zunehmende Flexibilität des Arbeitsmarktes wird ihnen weiter zugute kommen⁵. Unterdessen bin ich aufgrund aktueller Erfahrungen skeptischer geworden. Ein anderes Szenario erscheint mir nun nicht mehr unplausibel: Im Zuge der Reformen wird eine Forschungs- und Wissenschaftsbegriff paradigmatisch, der den Geisteswissenschaften weitgehend fremd ist. Forschung wird in Gestalt großer, 50 oder 200 Forscher einschließender *Cluster* gefördert, die Forschungsleistung wird nach Drittmitteleinwerbung und *Papers* in amerikanischen *Reviewed Journals* bewertet. Die größere Buchpublikation, für die geisteswissenschaftliche Forschung nach wie vor zentral (daher auch der Widerstand gegen die Abschaffung der Habilitation gerade von Seiten dieser Fächer) und für ihre breitere Wahrnehmung (und damit für ihre gesellschaftliche und politische Relevanz) unverzichtbar, wird entwertet, Publikationen in der Muttersprache oder einer anderen Sprache als des Amerikanischen zählen nicht mehr. Die stilistische Sorgfalt, charakteristisch für geisteswissenschaftliche Publikationen schwindet, die Schrumpfform des Amerikanischen, wie sie in internationalen englischsprachigen

⁴ Öffentliche Anhörung vor dem Ausschuss für Bildung, Forschung und Technologiefolgenabschätzung zur „Situation der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften in Deutschland“, Berlin, 11. Mai 2005.

⁵ Vgl. die im Dezember 2003 vorgelegte Detailstudie von K Briedis/K.-H.Minks: Studienverlauf und Berufsübergang von Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen des Prüfungsjahrgangs 2001 (Abschlussbericht 2003). Die Übergangszeit nach dem Studium in den Beruf ist bei Geisteswissenschaftlern oft von einer längeren Orientierungsphase geprägt, die über ein bis zwei Jahre hinausreichen kann. Nach fünf Jahren nähert sich der Anteil regulär Beschäftigter dem Durchschnitt der Akademiker an. Laut Bundesagentur für Arbeit liegt die Arbeitslosenquote unter Geisteswissenschaftlern bei 6%, ist also nur etwa halb so hoch, wie die durchschnittliche Arbeitslosigkeit, aber rund doppelt so hoch, wie die durchschnittliche aller Akademiker in Deutschland (vgl. dazu a. die Befunde der internationalen Konferenz „Humanists on the Labour Market in the Knowledge Society“ in Copenhagen am 28. Februar 2005, www.his.de). Diese Differenz ist jedoch nicht eine zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, so haben seit geraumer Zeit zum Beispiel auch Biologie-, Chemie- und Juraabsolventen Probleme mit dem Berufseinstieg.

Zeitschriften dominiert und nivelliert die geisteswissenschaftliche Terminologie, klassische Quellen und fremdsprachige Texte werden lediglich in ihren englischen Übersetzungen rezipiert etc.⁶ und letztlich mündet diese Entwicklung in eine Art Selbstkolonialisierung der reichhaltigen und vielfältigen geisteswissenschaftlichen Landschaften in Europa und eine Gefährdung der spezifischen Wissenschaftskultur der europäischen Geisteswissenschaften. Das geisteswissenschaftliche Studium gilt einer zukünftigen Generation von Studierenden als wenig praxisorientiert mit unsicheren Berufsaussichten. Die Studienangebote aus den Geisteswissenschaften werden zur Garnierung direkt berufsorientierter Studiengänge abgewertet. Mit anderen Worten, die Geisteswissenschaften erhalten wieder den Status der *artes liberales* der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universität: eher propädeutisch und bildend, eher im Vorfeld als im Zentrum der *universitas*. Der Zustand der amerikanischen *humanities* ist jedenfalls besorgniserregend – marginalisiert und zugleich hochgradig ideologisiert mit umstrittenen Standards wissenschaftlicher Seriosität. Die *philosophy departments* werden übrigens den *humanities* nicht zugeordnet, was auch mit den Argumentationsstandards analytisch geprägter Philosophie zusammenhängt, die mit denjenigen der *humanities* schwer vereinbar sind.

So muss es nicht kommen, aber die Wahrscheinlichkeit dafür scheint mir gestiegen zu sein. Die ersten Erfahrungen mit modularisierten Studiengängen, mit dem Exzellenzwettbewerb des Bundes und der Länder, in dem die Geisteswissenschaften keine nennenswerte Rolle spielen, die Diskussionen um Kriterien der Forschungsevaluation lassen für die Geisteswissenschaften in Deutschland nicht Gutes ahnen. Noch ist es nicht zu spät dem entgegenzusteuern. Es steht viel auf dem Spiel, denn die Geisteswissenschaften sind in Deutschland mit einem Netz von hochkarätigen Kulturinstitutionen der Städte, der Länder und des Bundes auf engste verbunden. Kaum ein anderes Land der Welt weist eine solche Dichte an Museen, Theatern und Philharmonien auf, die kulturelle Traditionen wahren und fortentwickeln, in den deutschen Feuilletons werden die bedeutenderen geisteswissenschaftliche Publikationen und Kontroversen wahrgenommen und kommentiert. Die Geisteswissenschaften haben in Deutschland eine breite interessierte Öffentlichkeit und eine kulturelle Prägekraft, um die uns nicht nur amerikanische Kollegen beneiden. Wir sollten – bei allem Reformbedarf der deutschen Hochschulen – unsere wissenschaftlichen und

⁶ In zentralen Bereichen der Philosophie, der Kunstgeschichte, der Altertumforschung, der modernen Ägyptologie, der Orientalistik, der Germanistik ohnehin, haben die Forschungen deutscher Wissenschaftler und deutsche Publikationen international ein besonders hohes Renommee, eine Einschätzung, zu der auch der Wissenschaftsrat in seinen Empfehlungen vom 27. Januar 2006 (S. 15 f.) gekommen ist.

kulturellen Stärken nicht beschädigen. Es wäre in Deutschland nicht die erste Reform, die Ergebnisse zeitigt, die niemand gewollt hat.